

Vom Ehrgeiz verführt.

Erlebtes und Erfundenes aus dem Theaterleben. Von Max Zilger.

In einem weisfremden Winkel des großen russischen Reiches war es, wo sie sich gefunden, ein fast vorgegebener Posten für deutsche Bühnentänzer, die dort hauptsächlich von der deutsch-sprechenden Judentum unterflüßt, mit Ach und Weh ihr sechsmonatliches Dasein fristete.

Sie hatte ihr Talent zur Bühne etwas spät entdeckt und gehörte zu jenen unselbstständigen Begabungen, die jedoch bei schönen Mitteln sehr viel Anpassungsfähigkeit mitbringen und bei richtiger Anleitung sich bis zu künstlerischer Höhe emporzuschwingen vermögen.

Er war einer jener Vielen, die betreten, aber nicht ausertoren! Wenig Mittel — nichts von Neugierlichkeiten, das blenden konnte; aber ein Funke von Genie — man mußte ihn an glücklichen Abenden sehen. Anfangs der Dreißig lebend und nicht genug leichtsinnig, war er schon etwas flügelarm geworden. Angeleitet von dem Um und Auf des Theaterlebens, mied er den Verkehr der Kollegen. An seinen Idealen und Hoffnungen banterott geworden, hatte er sich noch zu guter Zeit von den wüsten Anekdota der Anderen losgesagt, um nicht auch noch den inneren Halt zu verlieren.

Ein Dugend Jahre, die Blüte seiner Jugend, hatte er der Schauspielerei geopfert. Nie hatte ihn noch während dieser Zeit eine feinerkollegin ernstlich zu jeßeln vermocht. — Dann kam „Sie“ und sie war so ganz anders als die Anderen. Jeßelnd als Talent für jeden, der sich auf echte Begabung verstand, blieb sie dennoch im Privatverkehr für die Meisten fast gänzlich uninteressant. Fehlt ihr doch so ziemlich alle Eigenschaften, die man im Umgang mit Künstlerinnen sucht.

Nichts weniger als pikant und gar nicht geistreich, war sie — ohne eigentlich dumm zu sein — von einer Art naiven Beschränktheit in Theaterdingen. Gar nichts von Theaterblut. Es lag Alles in ihr noch wie im Schlafe. Man hatte das Empfinden, daß sie all die Schlußfolgerungen der Leute um sich herum ahnte, aber nicht recht begriff.

Dabei war sie dreißigjährig und schon ein Jahr bei der Bühne und war — brav geblieben. Ihr Gesicht — hübsch, ohne eigentlich schön zu sein — war ein selbstames Ensemble von Unregelmäßigkeiten. Der Mund mit den Perlenzähnen, der so naiv lächeln konnte — nie hörte man sie laut lachen — dieses etwas aufstrebende Barriere-Röschchen — und über all dem Subrettenhaften ein Paar dunkler Augen, die — wie aus einer anderen Welt — voll süßer Melancholie umher blickten und zu sagen schienen. Laßt mich! Ich weiß es, ich schlafe — laßt mich, es ist so süß, nichts wissen! Schlummernde Rose nannte er sie, stets; das gefiel ihr, weil — er es sagte.

Er hatte sich erst aus Interesse am Ungeüblichen zu diesem Räthsel hingezogen gefühlt und unmerklich, seiner selbst unbewußt, vergaß er die Auffassung zu suchen, denn — er liebte sein Räthsel bereits. Und als er es eines Tages fragte, ob auch sie ihn lieben könnte, erwiderte sie verdutzt: „Ach, weiß ich es denn selbst?“ Dabei schien sie ihm doch so ergeben. „Was finden Sie alsdann an mir?“ fragte er mit melancholischem Lächeln. „Ich weiß nicht, Sie sind gar nicht so wie die Anderen.“ Sie duldete es, daß er sie im Couffendunkel an sich zog und seine brennenden Lippen an die ihrigen grub. „Weißt Du es nun?“ flüsterte es jetzt heiß in ihr Ohr. „Ja, Du Lieber!“

Die schlummernde Rose war erwacht; der Prinz aus dem Zauberlande ist gekommen und hat sie mit seinem Kuß erweckt — und sie war sein geworden. Das Weib war erwacht in ihr — und damit Alles, was bisher geschlummert, Gutes und — Schlimmes.

Ein heißes Ringen begann. Unter Max Boltons' geistvoller Anleitung studierte sie nun ihre Rollen, um mit jeder einen neuen Triumph zu erringen. Man hatte jetzt die deutsche Empfindung einer werdenden Kunstgröße gegenüber zu stehen.

Die Saison ging zu Ende und die Mißere begann.

Bei Max sollte sie die Liebe, aber auch das Elend kennen lernen. Sie wollten nun zusammen in's Engagement gehen und sparen, denn sie waren arm und konnten sich noch nicht heiraten. Aber welcher stürzte Provinz-Direktor, der sich auf sein „Geschäft“ verließ, engagiert eine junge Dame, die nicht frei ist! So etwas zieht nicht! Was bleibt für die Habitués? Nein! Der Provinzintime bringt nicht nur sein Talent, auch seinen Anseh'n auf das bischen Familiengeld mit als Einsatz! So waren sie genöthigt, zu obstrukten kleinen Wandertruppen zu gehen, deren Hauptlinge allerdings nicht viel nach Privat-Beziehungen fragen dürften, wenn sie solche „Sterne“ bekommen könnten.

Nun war ja die Noth da! Noth entzweit, aber sie lehrte auch erkennen. So sah er dann bald, daß ihr jedwede Größe fehlte. Sie sagte nicht laut, aber er fühlte ihren klummen Vorwurf und das zeigte ihn. Hatte er ihr doch gleich Anfangs, als sie sich zu dem schweren Kampf entschlossen, gesagt: „Wißt Du Carrière machen oder mein

sein? Eines müßt Du opfern.“ Und damals hatte sie den Mund auf seine Hand gepreßt und leise weinend zitierte sie aus Wallenstein: „Mar, bleib bei mir — gehe nicht von mir, Mar! Ich mag's und will's nicht glauben, daß mich der Mar verlassen kann!“ Und jetzt? — Er ertrug sich selbst zuweilen bei einer gewissen Kälte ihr gegenüber.

Ein Gefühl der Verantwortlichkeit um ihre Jugend, ihr Talent, das hier verkümmern sollte, bedrückte ihn — er wurde nervös, es gab Streit und sie konnte entsetzlich lange böse sein; tagelange Schweiß sie trotzig. Dennoch fanden sie sich immer wieder. Die Liebe kam und machte Frieden. So ging es lange Zeit. Zwei Jahre waren verstrichen und beide immer noch bei primitiven Truppen.

Als die beiden „Stars“ wurden sie zwar immerhin besser honorirt als die übrigen und dennoch — wach ein Dasein — welche Entbehrungen! Blos vor dem allerschlimmsten, vor Hunger geschützt. Er litt um sie; ihm selbst half ja sein bischen Lebensphilosophie hindurch. Seine Bedürfnislosigkeit war etwas, was einem fast zur Bewunderung zwang. Oft wenn sie nach dem Theater ihr spartanisches Abendessen verzehrt hatten, steckte er sich eine Cigarette an — das war sein einziger Luxus — dann zog er sie an sich und lächelte sie so lange an, bis sie auf seine Frage: „Schag, bist Du glücklich“, nicht anders antworten konnte, als ebenfalls wehmüthig-glücklich zu lächeln. —

„Nicht wahr“, sagte sie bei solchem Anblicke einmal in ihrer unachadhlichen Weise — „mehr als sich satt essen, können doch auch die reichsten Leute nicht?“ „Nein, Du Süßes“, hatte er erwidert und „gelt Schag, wir wollen kämpfen, aber wir wollen uns treu bleiben!“ Und da füllten sich ihre Augen, wie einst, mit Thränen und „Mar, bleib bei mir — geh' nicht von mir, Mar!“ sprach sie wie damals.

Eines Abends war große Aufregung unter unserm Theatervolkchen. Man dachte nur; sie befanden sich eben in einem kleinen Nestchen von vierzehn Einwohnern und der Direktor des großen Stadttheaters in B. war in höchst eigener Person anwesend. Auf der Suche nach Talenten befindlich, war er durch veräußerten Eisenbahn-Anschluß gezwungen, in B. zu übernachten. Auf dem Bahnhofe war ihm wahrhaftig der heliographirte Theaterzettel mit der Ankündigung von „Maria Stuart“ ausgefallen und in der Voraussetzung eines recht lustigen Abends, war er gekommen, das Trauerspiel zu genießen. Genug, er war da, der Theater-Gewaltige. Dort sah er in der ersten Reihe des nicht eben unellegant kleinen Saales. Man bemerkte das häufige ironisch überlegene Flüstern mit seinem Begleiter. — Mar, der das Stück inszenirt hatte, spielte an diesem Abende nicht. — Und was die Uebri gen boten — es war ja nicht geradezu lächerlich, aber so recht ernst nehmen konnte man die Leute da droben auch nicht; dafür hatte schon das keineswegs königliche Kostüm an diesem englischen Hofe gefordert. Nach der zweiten Scene änderte sich aber das Bild. Von dem Moment, als Erna Wagen die Scene betrat, sah man den Direktor mit gespanntester Aufmerksamkeit dem Spiel dieser schattischen Maria folgen. Einmal blinnte er auf den Theaterzettel und schien seinem Begleiter eine Notiz zu diktiren. Er blieb bis zum Schluß.

Drei Tage später kam ein Schreiben an Erna Wagen; es enthielt einen sehr schmeichelhaften Vertrag an das Stadt-Theater in B. Sie waren bald einig. „Wir verbluten uns in diesem Kampf“ hatte man gemeint, „wer weiß, wann uns solches wieder geboten wird. Kämpfen wir fortan jeder Einzelne und wer etwas erreicht, zieht den Andern nach in's Glück.“ Sie hatte erst ein wenig geweint, aber man hatte ja, nun er allein Engagement abschließen konnte, auch wieder Placment an einer besseren Bühne bekommen und gar in der Nähe von B. und so konnten sie sich denn stetig besuchen. Alles stimmte ja so hübsch zusammen. Also gingen sie sechs Wochen später, frischem Muthes in die Zukunft blickend, auseinander.

In B. wurde Erna gefastet, eine Antrittsrolle nach eigenem Belieben zu wählen. Sie entschied sich für eine von den Rollen, die sie mit Max studirt hatte und machte am ersten Abend gleich Sensation. Das Glück brauschte sie. Eine neue Welt schloß sich ihr auf. Sie hatte sich ihr Leben nicht mehr ohne Max denken können und — nun ging es doch! Er fehlte ihr zwar vielfach, aber mit den Erfolgen fing sie an, sich selbständiger zu fühlen. Sie liebte ihn immer noch, aber ohne eigentliche Sehnsucht. Dieses Freisein machte ihr Muth; sie lernte ihn entbehren.

Jetzt erst sah sie, wie entsetzlich diese Verhältnisse waren, denen sie nun entronnen. Sie ließ das in ihren Briefen an Max fühlen. Es that ihm weh, denn diese Verhältnisse hatten für sie Beide auch selbige Stunden gehabt. Hatte sie das vergessen und nur das Trübe behalten? Er erinnerte sie nicht daran. Seine Briefe blieben stets jählich ergeben. Er war nun wohl auch an einer vornehmeren Bühne, aber das Theater in B. stand doch um ein Bedeutenderes höher. Es that ihm ja auch wirklich weh, den Mann, den sie liebte, unter sich stehend zu se-

hen; es verbitterte sie und sie wurde ungerecht — wie nur ein Weib es werden kann; stand er doch im eigentlichen Können über ihr und hatte ihm nur das gleiche Glück gemangelt.

Als er sie nach einigen Wochen in B. aufsuchte, lag schon etwas Fremdes zwischen ihnen. Es kam über ihn wie ein banges Ahnen des Verlustes und als er den jarten Körper in leidenschaftlicher Bewegung an seiner Brust hielt, ging ein leises, schmerzliches Widriren durch seine Stimme, wie er nun halb vor sich hinsprach: „Sie ist mir nicht mehr gut, wie einst.“

„Lieber Alles, Mar, über Alles“, hauchte sie an seinem Munde, „aber“ — vollendete sie zögernd, „ich will zu meinem Mann aufbilden können.“ Er hatte tief verlegt geschwiegen; er war zu stolz, sie daran zu erinnern, daß er ihr Meister gewesen, daß sie Alles, Alles nur durch seine Milbilde geworden. Er reiste ab, sie hatten sich zum letzten Male gesehen.

Schon nächsten Tages hatte sie ein Schreiben Bolton's folgenden Inhaltes erhalten:

„Sehr geehrtes Fräulein! Im Vollgefühl einer Leidenschaft, die keine Rücksichten kennt, haben Sie sich mir einst zu Eigen gegeben. So schön es. Vielleicht habe ich Sie aber doch zu wenig erkannt, oder ich habe es nicht verstanden, mir diese Liebe zu erhalten. Vielleicht auch hat der Ehrgeiz Ihr Herz erstickt; fühle ich doch seit Langem, daß Ihre Liebe mir nicht mehr gehört wie einst. Genug. Ihre Worte von gestern haben mich aus einem glücklichen Traum grausam aufgeweckt. Sie knüpfen Ihre Liebe an Bedingungen. Sie haben meinen Glauben an selbstlos aufopfernde Neigung zerstört; ich fühle, daß es für mich keinen Weg mehr zurück giebt. Sie haben vergessen können, daß Sie mir einst sagten: „Was ist mir Karriere, wenn Du mir nur bleibst.“ — Also endet unsere Liebe wie — nun, wie bei „Leuten vom Theater.“ Ich glaube Ihnen nunmehr keine größerer Freude bereiten zu können, als wenn ich Ihnen Ihre Freiheit zurückgebe. Leben Sie glücklich! Rann ich auch niemals vergessen, — der Gewanke an die namenlose Enttäuschung, die Sie mir bereitet, wird mir Kraft geben, zu verschmerzen. Max Bolton.“

Drei Jahre waren seither verstrichen — eine lange Zeit beim Theater, wo man Glück und Leid doppelt empfindet. Erna Waagen hatte das Glück nicht gehalten, was es versprochen. Ihrem Talente fehlte der Mentor, den sie früher in Max besessen. Das Unselbstständige ihrer Begabung hatte sich gar bald gezeigt, als neue schwierigerer Rollen an sie herantraten. Die schmerzliche Stufenleiter nach abwärts wurde wieder angetreten und wir finden die arme Waagen wieder unter dem Druck jener entsetzlichen Verhältnisse bei kleinen ambulanten Theatergesellschaften. Bolton's Spur hatten sie schon seit Langem verloren. Im jährlich erscheinenden Theater-Almanach hatte sie vergeblich nach seinem Namen geforscht. Was mochte aus ihm geworden sein? Sie betete ihn an, aber niemals sollte er von ihrem Unglück erfahren; sie änderte ihren Namen, um ihn, wenn er sie nicht längst vergessen, gänzlich von ihrer Spur abzubringen.

Sie hatte Alles entsagt. Es galt ihr nur noch, zu Ende kämpfen. Ein Zug herben Leibes hatte sich um ihre Rundwinkel eingegraben und den einft so kindlichen Zügen etwas madonnenhaft Lebendes gegeben. Sie war schöner geworden. Und Max? Sein Leben hatte nun gänzlich den Inhalt verloren. Er selbst war sich seines ferneren Kampfes mehr werth. Für dieses Weib hätte er mögen ein Künstler werden, das Ziel war ihm verloren.

Er fant wie ein Stein im Follen; je tiefer, desto schneller. Moralisch haltlos geworden, trant er jetzt. Nicht eigentlich aus Leidenschaft, kaum aus Bedürfnis; er suchte Betäubung — Vergessenheit. Künstlerlich war er fertig und fristete sein Dasein bei den allerjämmerlichsten Wandertruppen, sogenannten Schmierern. Es war hohe Zeit und gerade vor Thor'schluß, als ihm unerwartet durch einen entfernten Verwandten, der kinderlos gestorben war, ein ziemlich bedeutendes Vermögen zufiel. Es fiel ihm nun ein, daß sein Leben vielleicht doch noch zu etwas nützen könnte. Er dachte an die vielen Schicksalgenossen, die es trotz Talentes niemals zur Anerkennung bringen und ohne Glück und Protection ewig im Schatten bleiben, wie er. Hier gab es also für ihn noch Arbeit. Sein Entschluß stand fest; er wurde Theater-director.

Im Frühling nächsten Jahres sollte Max Bolton die Leitung eines angesehenen Stadttheaters übernehmen und so kam er nun die Zeit bis dahin zu nützen. Getreu seinem idealen Vorsatz, wollte er das Talent in seinem verborgenen Versteck auffinden und an's Licht ziehen. Gestilltlich vermied er es, größere Bühnen zu besuchen. Dort bedurfte man seiner nicht mehr; auch fürchtete er die Möglichkeit einer Begegnung mit Erna. Er fand in, den Namen seit Langem nicht mehr im Bühnenalmanach. Sie hatte sich verheirathet, hatte er

angenommen; oder hat sie ihren Namen geändert, damit er ihre Spur verlieren? Er konnte ihr vielleicht noch-mals lächeln, bei solchen Ermüdungen. Und dieses Mädchen hatte er für etwas „Anderes“ genommen! Um ihr zuwillen wäre er nun beinahe verborben und zu Grunde gegangen! Es erschien ihm nun alles das so lächerlich — so thöricht. Und dennoch liebte er dieses Weib noch immer! Er liebte sie in unauslöschlicher Erinnerung daran, was sie ihm einst gewesen — er liebte die schlummernde Rose von einst, wie sie in seinen Träumen zurückgeblieben — aber er begehrt sie nicht mehr, wie sie dann geworden war.

Auf seiner Tournee durch Oesterreich war er eines Tages in einem kleinen freundlichen Landstädtchen angelangt.

Durch den Provinzbericht einer großen Zeitung war er auf eine Schauspielerin aufmerksam geworden, von der er hieß, daß hier ein bedeutendes Talent, unter unwürdigen Verhältnissen schmachtend, an schöner Entfaltung gehindert ist. Das war also sein Fall!

Am Abend fand er sich pünktlich zum Beginn der Vorstellung in dem als Musiktempel adaptirten hübschen kleinen Saal ein.

Seltsame Laune des Zufalls. In diesem selben Saale hatten sie nun vor drei Jahren Beide neben einander gemint — zum letzten Male — und nun hatte sie das Schicksal auseinander gerissen und in die Welt von Nichtversehen und unverjählicher Bitterkeit zwischen ihnen aufgeschürt, daß sie sich nimmer finden konnten. In ähnlichen Gedanken verfunken, hatte Max die ersten Szenen des Stückes achtlos an sich vorbeiziehen lassen; doch jetzt — was vor das? Wusste ihn seine Phantasie — diese Stimme? Er blickte schau auf, wie in Furcht vor der Gewißheit! — Es war Erna!

So mußte er sie wiedersehen! Im nächsten Augenblick konnte sie ihn bemerkt haben — er sah in der ersten Sesselreihe.

Er wollte ihr die Beschämung eines solchen Wiedersehens ersparen und machte eine Bewegung, um sich zu erheben, aber seine Kräfte versagten; es war all das Weh jahrelanger Leiden, das sich in diesem einzigen Augenblick in seinem Herzen zusammenbrachte und ihm die Brust zu zerprengen drohte — er fant zitternd in den Stuhl zurück.

War es nun das Geräusch, das er dadurch verursacht — Erna's Blut mußte auf ihn gefallen sein — wie, oder war das Spiel? Gächterhaft starr blickten die weitgeöffneten Augen wie in's Leere — die Lippen bewegten sich, als wollten sie sprechen — ohne Laute herbeizubringen. Welt' erregendes stummtes Spiel — doch nein — das war nicht mehr Komödie — sie wankte ja und mit dem Ausbruch trampfhaften Schmerzes nach dem Herzen greifend, brach sie mit einem tiefen Seufzer bewußtlos zusammen. Der Vorhang fiel — das Stück war aus!

Tief erschüttert war Max mit rasch zurückgewonnenem Willenskraft; im nächsten Augenblick hinter die Scene geeilt und machte sich nun mit den anderen Mitgliedern um die arme Waagen zu schaffen. Man hatt sie in die Damengarderobe gebracht, dort war sie erst nach langem Bemühen aus dieser Ohnmacht erwaht.

Sie richtete sich endlich matt auf — ihr Bild fiel auf Max — ein übertridisches Lächeln flog über die milden Züge — doch schon im nächsten Augenblick schauerte sie fiebernd zusammen — sie hatte in letzter Zeit von seinem Glück gehört; er war also gekommen, um sie zu verhöhnen — sagte sie sich. Und dennoch, wie konnte er sie hier vermuthen? Hatte sie ja einen anderen Namen angenommen.

Max hatte unterdessen die Anderen leise gebeten, ihn einige Minuten mit der Dame allein zu lassen, da er die alleinige Ursache dieses Unfalles sei, wolle er es nun auf sich nehmen, durch Aufklärung eines scheinbaren Mißverständnisses dem Fräulein die Ruhe zurückzugeben.

Im Augenblick noch voll Unmuth gegen den Urheber dieser Störung, waren die Herrschaften dennoch alsbald auf das Liebendwürdigste umgestimmt, als er hinzugab, daß er der Direktor eines bedeutenden Stadttheaters, eben auf der Suche nach Mitgliedern sei. Sie waren allein! Zum ersten Male nach so langer Zeit! Sie hatte das Gesicht mit den Händen bedekt, gleichsam als wollte sie das Licht einer grausamen Erkenntnis noch lange von sich ferne halten; was konnte denn für sie noch Gutes kommen? Endlich, nach langer qualvoller Pause näherte er sich ihr leise; langsam zog er ihre Hände vom Gesicht. „Fräulein Waagen“, sagte er zögernd, seine Stimme zitterte so eigen. — Sie blinnte erstaunt auf — ihre Augen hatten einen seltsamen Glanz, ganz verklärt vom Sonnenschein eines traumfernen Glückes. Ja! er war es wieder, der zu ihr sprach — seine Stimme klang so bewegt — er litt also und so war er unmöglich gekommen, sich an ihrem Unglück zu weiden. Wie edel er war; seine Großmuth beschämte sie tief — der Mann war gebrochen! Sie begann leise zu weinen; er ließ sich neben ihr auf einen Sessel nieder. „Erna“, begann er aber-

mals zögernd, „ich wußte nicht, daß Sie unglücklich seien.“ „Lassen Sie mich“, schluchzte sie auf, „ich war vom Ehrgeiz verführt, ich habe mein Schicksal verdient.“ Er strich ihr sanft über das Haar, und mit der anderen Hand ihre beiden schmalen Hände in der seinen haltend, sah sie sich lange tief in die Augen. Er kämpfte sichtlich einen schweren Kampf mit sich zu Ende. „Und Du bist brav geblieben?“ rang es sich endlich langsam tief aus seiner Seele empor. Sie sah ihn mit einem Ausdruck harter, unfählicher Verwunderung an. „Und Du — Du glaubst mir?“ „Ja, jetzt wieder“, er lächelte schmerzlich. „Nun denn — ja, ja, ja!“ sagte sie, zu seinen Füßen niedersinkend, „konnte ich denn nach Dir noch Jemandem angehören?“ Er hob sie empor. „Wilst Du mich also noch?“ jubelte er. Sie hatte den Kopf glückstrunken an seine Brust gelehnt und flüsterte leise wie einstmal: — „Mar, bleib bei mir! Geh' nicht von mir, Mar.“

F a l i e.

Die Geschichte eines Wunders von Heinrich Lee.

Ich weiß nicht, ob dem geehrten Leser die Berliner Stadtgegend bekannt ist, die das „Chansonettenviertel“ heißt. Sie liegt am nördlichen Ende der Friedrichstraße, an der Ecke der Easserstraße, und hat ihre Bezeichnung von den vielen kleinen Varietetheatern und Tingeltangeln, die sich hier Haus an Haus befinden. Die Glanzzeit des Chansonettenviertels ist der Abend. Dann ergießt sich aus den mit leuchtenden Plakaten betriebenen Fenstern strahlendes Licht, vor der offenen, aber mit Teppichen verhangenen Thür, aus der vielbesprechende Musik herausdringt, steht ein stramm gewachsener Portier, entweder in Livree oder in Jagduniform oder im Kostüm des Mittelalters, und ladet zum Eintreten ein. Wer auch könnte, wenn man erst die genannten Plakate liest, der Versuchung widerstehen? Da wird Einem verheißen: „Die Rose von Sevilla, der Reid aller Spezialitätenbühnen“, — „der Bildhauer“, — „das Wunder der Pfeifkunst“ — ja, auf einem Plakat lesen wir sogar: „Zwei Millionen Menschen sind in diesem Lokal vor Lachen bereits gestorben!“ Dabei ist überall der Eintritt frei. Höchstens daß ein kleiner Preisausschlag für das Bier genommen wird, und wer wollte den nicht gern und willig bezahlen.

Eines Abends machte ich mit einem Agenten, der Talente entdecken wollte, durch das Chansonettenviertel einen kleinen Streifzug. Mein Begleiter kam leider nicht auf seine Kosten. Er suchte ein Talent — die Damen aber, die sich hier produzierten, genüßten seinen Ansprüchen nicht. In ihren Bewegungen und ihrer ganzen Vortragstracht erinnerten sie zu sehr noch an den Kapellmeister, der ihnen für ein billiges Honorar diese Künste beigebracht hatte. Die Entdeckungstreife war also umsonst gewesen.

Zum Schluß gelangten wir in ein Lokal, in dem eine Damentapelle zu sehen war. Als Ungarinnen „stirft“ saßen auf einem Podium ein halbes Dugend mehr oder minder junge Mädchen, welche die Geige spielten oder wenigstens so thaten, denn bei einigen von ihnen mochte der Geigenbogen auch nur mit Schweinefett bestrichen sein, und sie leisteten nur Statistendienst. Ein durch die Notendrucke im Hintergrunde verhehelter Herr spielte Klavier, ein anderer neben ihm die Klarinette — dagegen war wieder die Pauke sammt dem übrigen Schlagzeug bei einer Dame aufgehoben, die ganz vorn an der Brüstung saß und dann und wann bei einer ihr geeignet scheinenden Stelle, indem sie freundlich dabei ins Publikum sah, den Schlegel sanft auf das Korbfell gleiten ließ.

Wo aber hatte ich diese freundliche und keineswegs häßliche junge Dame nur schon einmal gesehen? Wichtig — im vorigen Jahr auf dem „Dominit“ in Danzig, dem bekannten großen Jahrmarkt. Ganz deutlich stand mir wieder die Szene von damals vor Augen.

Ein Zeit, in dem sich „Fatme“, die berühmte Sonnambule, produzierte. Das Zeit, von Menschen gefüllt, im Hintergrunde die Bühne, von einem Vorhang geschlossen, draußen die Stimme des Ausrufers, endlich das letzte Klingelzeichen, und der Vorhang geht in die Höhe.

Auf der Bühne erscheint im feierlichen Frock ein Herr, der ein in ein tüchtiges Kostüm gekleidetes weibliches Wesen herbeiführt — Fatme. Fatme, so erzählt er, ist mit übernatürlichen Eigenschaften begabt. Er wird ihr so gleich, so fährt er fort, mit einem dieblichen, schwarzen Tuch die Augen verbinden, wovon sich das Publikum überzeugen kann — dann bäte er die Herrschaften, der Reihe nach irgend etwas aus ihren Taschen hervorzuholen, und Fatme wird darauf sagen, ohne also den Gegenstand gesehen zu haben, wozin derselbe besteht.

Gefagt, geloben. Fatme läßt sich auf einen kostbaren goldenen Stuhl nieder, der sich auf der Bühne befindet, und ihr Herr und Meister halt das angemeßene schwarze Tuch hervor. Dann fordert er die Herrschaften vom ersten Platz auf, sich gefälligst auf die Bühne herauf zu bemühen und das Tuch zu prüfen. Auch mir galt diese Einladung, und ich muß noch heute gestehen, daß mir selten ein dickeres, schwarzeres, unerbärdigeres Tuch in meinem Leben zu Gesicht gekommen ist als das, welches nun der Herr im Frock der schönen Fatme mit einem jeßelnden Mißtrauen zerstreuten, ja fast grauamen Druck um die Augen knüpfte. Dann trat er, um auch jeden weiteren Verdacht, daß er mit Fatme in trügerischen Beziehungen stände, von vorn herein zu entkräften, drei weite Schritte, so lang die Bühne war, von ihr und ihrem Stuhle bei Seite und sagte zu dem Herrn, der in der dordersten Reihe zuersit saß: „Wenn ich jetzt um einen Gegenstand bitten dürfte, mein Herr!“

Der Angeredete griff lächelnd in die Tasche und holte, es in die Höhe stredend, ein Messer hervor. „Nun, Fatme, was ist das?“ wandte sich ihr Meister, nur leicht seitwärts den Kopf zu ihr wendend, an das Wundermäddchen. „Das ganze Zeit hing wie gebannt an Fatmes Lippen. Leise, erst wie tastend, bewegte sie die Lippen, dann hörte man sie sprechen mit einer zarten, feinen, zitternden Stimme: „Ein Messer!“ Ein Gemurmel der Befriedigung erhob sich im Publikum. Aber das Wunderbarste sollte erst noch kommen. Der Meister bat den Messerbesitzer, ihm dieses auf die Bühne zu reichen, und er fuhr mit seinen Fragen fort: „Fatme! Was für eine Schale hat das Messer?“ Wieder wandte er ihr nur leicht den Kopf zu, wieder regten sich leise ihre Lippen, und es kam daraus hervor: „Schildpatt!“ Auf Ehrenwort — es stimmte abermals. „Fatme! Und wie viel Klingen hat das Messer?“ „Drei!“ „Und hat es außerdem noch etwas?“ „Ja, einen Korkzieher, eine Nagel-seile und einen Gigarrenabschneider.“ Triumphirend zeigte der artige Herr das Messer im Publikum herum. Alles stimmte. „Und kannst Du mir auch sagen, Fatme, welche Fabrikmarke auf der einen Klinge steht?“ Einige Damen im Publikum lösten an, sich zu gaulen, denn Fatme sungen — ungläublich, aber wahr — auch diese Frage.

Ein Geldstück kam an die Reihe, eine Uhr, ein Ram, eine Schachtel mit Medizinpulvern, und Fatme konnte auf Grund des aufgestellten Cigarettes sagen, aus welcher Apotheke die Schachtel stammte, und wieviel Pulver der Patient daraus am Tage nehmen sollte. Endlich, von ungeheurer Beifall belohnt, und nachdem der Herr im Frock Fatme wieder das Tuch abgenommen und sie sich vor dem Publikum dankend verneigt hatte, war die Vorstellung zu Ende. Noch auf dem Plage draußen dauerte die Aufregung der Herausströmenden an. Sie konnten man sich dieses Wunder erklären? Jemand behauptete, wie das immer in solchen räthselhaften Fällen geschieht, daß Spiegel dabei im Spiele wären, aber dagegen sprach unwiderleglich das Tuch. Andere sagten, Fatme's Antworten wären schon durch die Fragestellungen des Herrn im Frock eingegeben, aber auch das war offener Unfinn, denn diese Fragen hatten etwas durchaus Ungezwungenes. Schließlich wollte Jemand die Erklärung in gewissen unterirdischen elektrischen Drähten finden, auf die der Herr im Frock trat. Aber auch diese Erklärung hatte natürlich ihr Hinfalliges. Nein, nichts von alledem! Fatme mußte wirklich eine Sonnambule, eine Hellseherin, sein.

Und nun sah sie hier, in Berlin's Chansonettenviertel unter einer Damentapelle und schlug die Pauke. Während der Pause baten wir sie an unseren Tisch zu einem Glase Bier. Ich hatte mich auch nicht geduldet. Sie war es wirklich — Fatme, die im vorigen Jahre auf dem Danziger Dominit gewesen.

Ich fragte sie, warum sie ihre Kunst von damals aufgegeben habe. Ihre Antwort war, daß sie mit dem Herrn im Frock einen Rath gehabt hätte, und daß er überhaupt ein ganz ordinärer Mensch gewesen wäre, der ihr nicht länger gepaßt habe. Die ganze Geschichte sei doch auch nur ein gemeiner Schwindel gewesen.

„Schwindel?“ fuhr ich betroffen auf — wie so?

Ich verpöchtete mich, wenn sie mir das Geheimniß enthüllen wollte, ihr ein Glas Porter kommen zu lassen, der eine Spezialität im Chansonettenviertel ist.

„Und n' Cognac?“ setzte sie hinzu. „Und einen Cognac.“

Darauf sagte sie: „Ich hab' doch bloß immer die Lippen bewegt. Gerecht' hab' ich doch gar nicht. Gerecht' hat er. Er war doch Bauchredner.“

„Käse sch nitte.“ 1 Pfund geriebene 1 Tag alte Kartoffeln, 2 Pfund durch ein feines Sieb geriebenen weichen Käse (Quart), 1 Ei 3 Unzen Mehl, 2 Löffel Zucker und 1 Prife Salz verreiben man gut und formt die Masse in den mit Mehl bestäubten Händen fotteltartig. Man legt die Schnitte so-bald auf ein bemehltes Brett und bädt sie in Butter goldbraun.